

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Hirtler, Franz: Das Licht von Hundsfelden

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Das Licht von Hundsfelden.

Novelle von Franz Hirtler.

Als der Rheinstrom zwischen Basel und Bingen noch nicht durch die kluge Anlage von festen Uferbauten nach den Plänen des badischen Obersten Tulla gebändigt worden war, floß er vielarmig durch die oberrheinische Tiefebene, und seine wilden Wasser änderten im Lauf der Jahre oft ihren Weg, so daß er den Bewohnern der Ufer wie ein lebendiges, gefährliches, mit dämonischen Kräften begabtes Wesen erschien, gegen das zu kämpfen ein vermessenes Unternehmen gewesen wäre. Wenn man trotzdem an einigen Stellen Dämme aufwarf zum Schutze von Haus und Acker, so geschah das nur, um das Gelände gegen die kleinen Schwankungen des Wasserstandes zu verwahren. Man wußte wohl, daß, wenn der wilde Sohn des Gotthard aufwachte, es keinen anderen Rat gab, als sich und sein Gut dem Höchsten zu empfehlen.

Von den Dörfern, die in den Zeiten, als der Rhein noch ungebändigt war, an seinen Ufern lagen, ist manches spurlos verschwunden, und wenig wissen die heutigen Anwohner des schönen deutschen Stroms, welche Prüfungen in vergangenen Jahrhunderten ihre Vorfahren zu bestehen hatten, wenn plötzlich die Wasser über die Ufer stiegen, wenn der mühsam aufgeworfene Damm, die Werb genannt, von einem sonst friedlich daliegenden Stromarm hinweggespült wurde und es zuletzt nur noch um das nackte Leben der Einwohner ging.

Südöstlich von Straßburg auf dem rechten Rheinufer lag in vergangenen Zeiten das Dorf Hundsfelden. Es hatte seinen Namen von einer dort bei der Rheinfähre stehenden Kapelle des „St. Johannes in undis“. Das allezeit auf die Verständlichkeit der eigenen Sprache bedachte Volk, das nicht wußte, daß „in undis“ soviel heißt wie „in den Wellen“, brachte dies in irgendeine Verbindung mit dem Wort Hund, und so erhielt der Ort den Namen, der an nichts Heiliges mehr erinnert.

Nach dem furchtbaren Dreißigjährigen Krieg war das Dorf leidlich wohlhalten, besaß noch seine Kirche sowie ein Wirtshaus, in dem die Bewohner gern dem Ortenauer Wein zusprachen und über die schlimmen Zeiten fluchten.

Der Wirt in der Schenke zu Hundsfelden war ein schwarzbärtiger Kerl, der während der Kriegswirren von auswärts eingewandert war und die Witwe des früheren Wirtes Simon Luz geheiratet hatte. Man wußte nicht, woher er gekommen, noch welches sein Name war, und nannte ihn einfach den schwarzen Jörg.

Seine Frau war noch vor dem Ende des Kriegs von dem bösen Fieber, das in den Rheindörfern wütete, dahingerafft worden. Eine Stief-

tochter aber, Margaret Luz, war inzwischen in das mannbare Alter gewachsen. Sie vermied es, wenn es ging, in der Wirtsstube den lärmenden Gästen aufzuwarten, sondern beschäftigte sich lieber im Stall oder auf den Feldern mit häuerlicher Arbeit. Manchmal aber trieb sie der Stiefvater mit schlimmen Worten oder mit Schlägen zu den Gästen hinein, wo sie vieles erdulden mußte, was sie über ihre Jahre reif machte und festigte dem wilden Leben gegenüber.

An einem sonnigen Maitag war ein Reiter von Straßburg her über den Rhein gekommen. Margaret sah ihn, wie er sich mühte mit seinem Roß, das nicht gleich aus dem Fährschiff an das Ufer springen wollte. Er war dann in gemächlichem Trab in das Dorf hineingeritten wie einer, der an der schönen grünen Frühlingsnatur eine andächtige Freude hat. Margaret, die im Garten gerade Unkräuter gesätet hatte, sah, wie man ihr aus dem Fenster des Wirtshauses zuwinkte. Das war der Stiefvater, der ihr befehl zu kommen. Sie ging gehorjam über den Hof und trat in das Haus. Der schwarze Jörg deutete, ohne ein Wort zu sagen, nach der Wirtsstube und gab der Tochter eine Kanne Wein in die Hand. Margaret wußte wohl, in welcher Erwartung sie der Vater gerufen hatte. Sie streifte ihre erdigen Gartenschuhe ab, trat in zierliche Hausschuhe aus rotem Leder und ging ohne längeres Verweilen in die Schenke. Auf der Bank, die an den Fenstern entlang lief, saß ein junger Mann in sauberem Reiterwams und schaute lachend seinem draußen angebundenen Gaul zu, der Blätter von den Blumenstüben Margarets am Fenster naschte. Sie grüßte den Gast, machte raschere Schritte und stellte nicht ohne Anmut den Zimkrug vor ihn auf den Tisch. Mit dem gleichen Lachen, das er eben seinem Gaul gewidmet hatte, faßte er sie am Arm, um sie an sich zu ziehen. Sie hielt sich straff aufrecht und suchte ihren Arm aus seinem Griff zu befreien. Wider Erwarten ließ er ab von ihr, schob ihr den Krug hin und sagte mit überraschender Artigkeit: „Du mir Bescheid, schönes Kind, und sag, wie lang reitet man bis nach Offenburg?“

Margaret mußte dem Gast gefällig sein, nahm den Krug mit beiden Händen und trank einen kleinen Schluck.

„Nach Offenburg?“ sagte sie, indem sie die Kanne in seine Hände gab, „nach Offenburg bin ich noch nie geritten. Es wird wohl an die drei Stunden sein bis dorthin, wenn Ihr den Weg wißt!“

„Ich weiß ihn nicht, liebes Kind, aber ich find' ihn. Wie ich auch den Weg zu dir gefunden hab! Mein guter Stern leitet mich, wohin ich auch fahre.“

„Wollt Ihr weit hin?“

„Was nennst du weit? Ist Augsburg weit? Man wird hinkommen in einer Woche.“  
 „Wenn Ihr überall Einkehr haltet in den Schenken, wird Euch der Weg lang werden.“  
 „Das ist keine Gefahr, schönes Kind. Wenn mir sonst nichts begegnet, will ich zufrieden

bleiben.“ Er griff nach dem Brotlaib und dem Messer, die vor ihm auf dem Tisch lagen, schnitt ein breites Stück davon ab und reichte es dem Gaul durch das Fenster hinaus. Dann schnitt er sich selbst einen schmalen Keil ab.



Margaret stellte den Zinnkrug vor ihn auf den Tisch.

sein. Aber im Schwarzwald soll's nicht sicher sein auf den Straßen.“

„Seid Ihr allein?“  
 „Freilich. In Offenburg hoff ich aber Leute zu treffen, die auch über das Gebirge fahren. Ohne Geleit ist es doch eine schwere Partie.“

Der Wirt war in die Stube getreten und machte sich, das Gespräch belauschend, daran, Lichtspäne zu schnitzen. Da wandte sich der Reiter an ihn.

„Wie reiset man im Schwarzwald? Sind da noch Menschen anzutreffen, oder hat der Krieg die Städte und Dörfer an der Straße verdorben?“

Der schwarze Jörg schaute auf. Seine Augen gingen abschätzend über die Gestalt des Reiters. Er sagte leichthin: „Gengenbach ist heil und hat noch genug Bürger. Auch ein Kloster. Hafelach soll gebrandschatzt worden sein. Weiter weiß ich nichts.“ Dann sah er durch das Fenster, stand auf und ging hinaus. Margaret hatte sich auf die Bank gesetzt, einem Blick ihres Stiefvaters gehorchend.

„Soll Euer Roß Futter haben?“ fragte sie, indem sie einen Rosmarinstock vor dem Maul des Tieres rettete.

„Nein. Er hat den Straßburger Hafer noch nicht verdaut. Rück deine Stücke beiseit. Das

bleibt frist aus Langeweile.“ Er griff nach dem Brotlaib und dem Messer, die vor ihm auf dem Tisch lagen, schnitt ein breites Stück davon ab und reichte es dem Gaul durch das Fenster hinaus. Dann schnitt er sich selbst einen schmalen Keil ab.

„Ihr habt ein schönes Brot hier. Ein weißeres ist der Bischof in Straßburg nicht. Dergleichen sieht man in Dörfern nirgends. Das ist nicht hier gewachsen.“

„Weiß nicht, wo es gewachsen. Die Schiffer auf dem Rhein bringen manches, was es hier nicht gibt. Lasset es Euch schmecken!“

Der Reiter merkte als gemacht, daß die Rede des Mädchens nicht so ungezwungen war, wie sie sich mühte zu scheinen. Er hatte Lust nach größerer Vertraulichkeit und fragte nun: „Wie heißest du, Kind? Ich muß gleich wieder weiterreiten. Dein Nam' und ein Kuß zum Abschied soll mir eine schöne Erinnerung sein an diesen stillen Ort.“

„Den Kuß müßt Ihr anderswo holen. Meinen Namen könnt Ihr hören, wenn Ihr daran etwas habt. Ich heiße Margaret Luy.“

„Luy? Margret Luy! Ei, ein guter Nam' für ein schönes Weib. Weißt du, was Luy heißt? Luy ist das Licht. Du leuchtest mir artig, Margaret Luy.“

Er griff nach ihr und zog sie, ihr Sträuben bezwingend, an sich.

„Siehst du, Margaret!“ sagte er, als er sie geküßt hatte, „nun hab' ich deinen Namen, und deinen Kuß wirst du mir auch noch schenken! Darfst mir schon gefällig sein. Es dauert keinen Monat, so komm' ich von Augsburg zurück und bring dir ein Ringlein mit oder ein Halskettlein. Du gefällst mir.“

„Das hat gar mancher schon gesagt,“ erwiderte das Mädchen. Sie senkte die Augenlider und gab es für einige Augenblicke auf, sich der Zudringlichkeit des Reiters zu erwehren. Dieser griff aber, ohne die günstige Situation voll auszunützen, zu seinem Krug und trank, wobei er Margaret von der Seite verwundert ansah. In jenen Zeiten waren die Mädchen, die in den Schenken aufwarteten, nicht eben sehr zimperlich. Er erwartete auch hier eine der leichtfertigen, koketten und geldgierigen Geschöpfe zu treffen, wie sie in den Straßenschänken zur Kurzweil (und oft auch zum Verderben) der Reisenden sich fanden. Aber dieser Augenwiderschlag und die fast traurig klingende Antwort des Mädchens rührten den jungen Reiter. Darum ließ er, obwohl das junge Weib ihm jetzt nicht mehr ernstlich wehrte, davon ab, sie weiter nach Art der Soldaten zu bedrängen. Rasch ging der seltsame Augenblick vorüber, der etwas wie gegenseitige Achtung aus den verwilderten Seelen hervorgeholt hatte, und das Mädchen konnte zwischen den derben Spässen des Reiters einiges

von seiner Person und Vorhaben erfahren. Sie ermunterte ihn ein wenig dazu. Es war in jenen Jahren nach dem großen Krieg unter den Ueberlebenden allerorten ein großes Erzählen gang und gäbe, und wo zwei Fremde sich trafen, geschah die gegenseitige Vorstellung nicht anders als dadurch, daß sie sich gegenseitig mitteilten, wie sie die furchtbaren Jahre verbracht hatten. So erfuhr Margaret, daß der Reiter Cornel Wischer heiße und einst auf der Heidelberger Hohen Schule Student gewesen sei, bis er in das Kriegsgetümmel hineingezogen worden sei. Sie begriff nun, wie er wissen konnte, was der Pfarer ihr, als sie noch ein Kind war, schon gesagt hatte: Luz heißt „das Licht“. Am Reiterleben schien er mehr Freude zu haben als am Studium. Nach dem Friedensschluß war er in die Dienste des Grafen von Hanau-Lichtenberg getreten. Für diesen hatte er nun den Auftrag erhalten, in Augsburg Geschäfte zu besorgen, die einen gewandten, unüchtigen und mutigen Mann erforderten. Was für Geschäfte das seien, fragte der Wirt, der gerade bei diesen Worten eingetreten war. Der Reiter gab darauf einen vieldeutigen Bescheid, worauf der schwarze Jörg plötzlich sich zufrieden gab, weil er erkannte, daß dieser schwachhafte Reitersmann seine Geheimnisse doch mit kluger Vorsicht hütete.

Nach kaum einer Stunde Aufenthalt im Wirtshaus zu Hundsfelden brach der Reiter wieder auf, bezahlte und nahm Abschied von Margaret.

„Keine sechs Wochen vergehn, Margaret, du Licht in der Trübsal, und ich bin wieder da! Dann will ich länger verweilen. Sei mir dann noch wohlgeinnt!“

Der schwarze Jörg hielt dem Abschiednehmenden den Bügel, grüßte mit verzerrtem Gesicht und erwies dem Gast alle Höflichkeit. Als er sich zur Tür wandte und Cornel Wischer dem Roß schon die Sporen ansetzen wollte, kam Margaret auf einen Augenblick wieder heraus. Sie trat auf das Pferd zu, als wolle sie noch etwas am Riemenzeug in Ordnung bringen, aber als der Reiter sich etwas vorbeugte flüsterte sie ihm zu: „Kommt nicht mehr hierher! Reitet über Basel.“

Cornel Wischer sah den Blick nicht, der diese Worte begleitete. Vielleicht verwunderte er sich ein wenig über das sonderbare Benehmen des Mädchens, aber da der laue Maienwind jetzt um seine Schläfe strich, und er in der Ferne die blauen Höhen des Schwarzwaldes sah, machte er sich keine Gedanken darüber, lachte und ritt davon, nicht ohne noch einmal an der Biegung des Weges umzuschauen und zu winken. Aber Margaret war schon hinter dem blühenden Fliederbusch verschwunden und in den Garten getreten.

Als die Abenddämmerung sich über der Rheinlandschaft ausbreitete und aus den niedern

Häusern des Dorfes Hundsfelden durch manche offene Tür schon das Herdfeuer rötlich leuchtete, wurde es in der Wirtsstube des schwarzen Jörg lebendig. Zwei Rienspäne brannten auf eisernen Ständern an den Schmalseiten eines schweren rechteckigen Tisches. Vom Unrichtlich her kam der ruhige gelbliche Schein einer Dellampe. An den grauen Wänden bewegten sich die verschwommenen Schatten der Gäste, die um den großen Tisch und in Gruppen auf den langen Bänken saßen. Zwischen Gelächter und Geschrei war das Rollen der heinernen Würfel hörbar. Ein rothaariger kurzhafter Kerl schrie immer wieder: „Luz und Trug! Der Hans Wiz betrügt uns!“ Durch einen Faustschlag des so Angegriffenen wurde er schließlich von seinem Stuhl geworfen. Schäumend vor Wut erhob er sich, warf sich auf den langen Hans Wiz und leuchtete: „Wo ist der Becher mit den Steinen, he?“ Man riß ihn zurück, entwand ihm ein Messer und warf es in die Ecke der Stube. Die Stimmen der Tischgenossen wuchsen plötzlich drohend an gegen den langen Hans Wiz. Man schrie von allen Seiten nach dem Becher mit den roten Steinen. Mit einem wüsten Fluch griff dieser in die Tasche, holte einen handlichen silbernen Becher hervor und schüttete daraus mit wildem Gelächter eine Handvoll geschliffener Granate auf den Tisch. Sofort lagen ein Duzend Leiber darüber, und ein Gewir von Händen grub dazwischen nach den Steinen. Der schwarze Jörg wog drei erbsengroße Granate in der Hand: „Hab' mir es gleich gedacht, daß die Freiburger solche Steine bei sich tragen. Dergleichen werden im Breisgau geschliffen.“ Um den silbernen Becher wurde nun gewürfelt. Der Rothaarige, den vorher Hans Wizens Faustschlag getroffen hatte, gewann ihn. Als er ihn in der Hand hatte, wurde er verjöhlicher gestimmt und fing an, über den Tisch hinweg zu reden von der Eintracht, in der man unter sich leben müsse, wenn man ein solch gefährliches Handwerk ausübe. Keiner dürfe ein Vorteil vor den andern haben, denn alle setzten in gleicher Weise ihre Köpfe aufs Spiel. Man trank aus großen Rannen Wein, und die Wände hallten wider vom Gesehl der schon halb Betrunknen. Mit einemmal wurde man aufmerksam auf den lahmen Peter, der jammernd am Boden lag neben seiner Krücke. Man hob ihn lachend auf, setzte ihn in den Ofenwinkel. „Was ist mit dir?“ fragte der schwarze Jörg. Dem lahmen Peter rannen Tränen über das Gesicht, er rang nach Worten. Man ermunterte ihn mit einem Schluck aus der Ranne, bis er schließlich verzweifelt ausbrach: „Wir sind verraten!“

„Der Wein ist ihm in die Augen gekommen. Legt ihn auf die Bank!“ sagte Hans Wiz lachend. „Verraten sind wir!“ schrie jetzt der Halb-

lahme. „Sie werden kommen von Straßburg und das Gericht halten. Heut oder morgen Hundsfelden wird bald mehr Galgen haben als Häuser!“

„Er hat sich den Jammer angezoffen!“ brüllte eine Stimme. Man belachte und verspottete ihn, und um ihn zu ernüchtern, goß ihm Hans Wiz eine Kanne Wein über den Kopf. Er wischte sich mit zitternder Hand das nasse Haar aus der Stirn, wurde etwas gefasster und sprach jetzt mit leiserer Stimme: „Wißt ihr es nicht mehr? Noch keine sechs Jahre sind es, da die Straßburger uns das Gericht machten? Ein Duzend Männer hat man aufs Rad gebracht. Wären die andern nicht ausgerückt, so wären sie alle gerichtet worden!“

„Daß die alten Schwarten. Jetzt sind andere Zeiten. Die Straßburger werden sich hüten, zu uns ins Lichtenbergische zu kommen.“

Die Gesichter um den Tisch waren erstarrt, die lange nicht barbierten Lippen verzogen sich, als schmeckten sie Bitteres, und voller Unmut sah Hans Wiz auf den Halbblahmen. Der beachtete dies alles nicht und fuhr fort: „Heut ist es schlimmer als damals. Sagt man nicht drüben überm Rhein, die Ortenau sei eine Mordenau? Ist der Krieg nicht vorbei seit bald zehn Jahren? Das Rauben und Morden hat ein End im ganzen Land. Nur wir treiben es weiter. An den Galgen und aufs Rad bringt uns das Handwerk. Die Straßburger kommen seit Wochen nimmer über die Hundsfelder Fähr'. Sie wissen es warum. Aber eines Tages kommen sie und holen uns.“

„Hör' auf, Peter!“ rief eine Stimme. „Wir sind keine Kinder, denen man mit dem Schwed Angst macht! Wenn wir aufpassen, werden wir ihrer Herr! Laß sie nur kommen!“

„Ja, reiß nur das Maul auf!“ entgegnete Peter. „Wir ihrer Herr werden? Ihr lauft auseinander wie die Schafe vor dem Wolf, sobald ein Fähnlein straßburgischer Reiter dahertreibt. Aber ich will euch etwas anderes sagen. Ihr habt es vielleicht vergessen. Es ist eine schwere Sünde gegen Gottes Gebot, was wir treiben . . .“

Hans Wiz lachte höhnisch.

„Willst du einen Pfarrer markieren? Haben wir nicht genug an dem einen, der nichts zu tun hat drüben in der leeren Kirche? Kannst ein stiller Waldbruder werden wie er, aber laß uns in Ruh mit deiner Predigt!“

Dem lahmen Peter wurde es eng inmitten der Gesellschaft, die mit finstern Mienen um ihn saß. Er richtete sich mühsam an seiner Krücke auf und sagte mit Mühe fast demütig: „Ich bin ein Sünder so schlimm wie ihr; aber ich meine halt, wenn jemand uns helfen kann, so ist es der alte Gott. Wer soll uns sonst helfen?“

„Bist so dumm wie Bohnenstroh, Peter.

Glaubst noch an das?“ rief Hans Wiz laut, um dem Peter das Reden zu verleiden. Ein kleiner spitznäsiger Kerl mischte sich mit heiserer Stimme in den Disput: „Uns helfen! Warum läßt der da droben zu, daß der Rhein unser Land überschwemmt, unsere Felder wegnimmt? Glend verrecken würde er uns lassen vor Hunger, wenn wir nicht ein ander Handwerk noch hätten als das, das unsere Väter trieben. Rauben und Morden ist heut keine Schande mehr. Wenn man erwischt wird, zahlt man mit dem Kopf. Ein gerechter Handel.“

„Wo war denn dein Gott im Krieg?“ warf ein alter Kerl ein, dem man noch ansah, daß er ein ansässig gewordener Marodeur aus dem Feldzuge war. „Dir haben die Franzosen ein Bein lahm geschossen. Warum hat der alte Gott die Stückugel nicht aufgefangen? Ich hab' noch nie etwas von deinem Gott verspürt?“

Da ereiferte sich der Invalide: „Wie sie dem German Kiedlin, den ihr alle kennt, das Haupt abgeschlagen haben drüben in Straßburg, da hat einer dem abgehauenen Kopf in die Ohren gerufen: Glaubst du an Gott? Er hat noch mit den Augen genickt: Ja! Das ist wahr. Vielleicht wirst du ihn auch noch erkennen. Am End als letzte Gnad' von ihm — droben auf der Galgenleiter!“

Bei diesem gewichtig gesprochenen Wort entstand ein Tumult. Der alte Marodeur war aufgesprungen und dem Lahmen an die Gurgel gefahren.

„Glendes Schindaaß! Mir den Galgen zu prophezeien!“

Viele Stimmen riefen durcheinander und ermunterten den alten Raubsoldaten, den ver zweifelt sich Behrenden hinauszwerfen.

„Er hat Verrat im Sinn,“ gellte es aus der Ecke.

Der Marodeur, der dem lahmen Peter zuerst einen furchtbaren Schlag ins Gesicht gegeben hatte und von diesem in die Hand gebissen worden war, raste vor Wut. Es gelang ihm, den zu Boden geworfenen Krüppel an einem Bein zu fassen und hinans zu schleifen, wobei der blutüberströmte Kopf schwer über die hohe Türschwelle polterte. Als der ehemalige Marodeur wieder eintrat, wischte er sich seine blutige Hand an seinem schmutzigen Lederwams ab und sagte zu den ihre Weinkrüge suchenden Gesellen: „Ich habe ihm Mistlache zu saufen gegeben, bis er genug hatte. Morgen müssen wir ihn aus der Grube fischen.“

Hans Wiz hatte seine Holländerpfeife angesteckt und suchte die Bewegtheit seines Innern zu verbergen. Er ließ große Wolken blauen Qualms aufsteigen und sprach mehr vor sich hin als zu dem Marodeur gewendet: „Daß der Peter uns verraten hät', glaubst du selbst nicht. Aber nun ist er hin. Wer weiß, wann es mit uns zu End geht!“

„Fängst du jetzt auch an?“ rief der schwarze Jörg. „Nimm die Kanne. Sauf, Bruder!“

Während der dumpfen Stimmung, die infolge des schauerlichen Zwischenfalls über der Gesellschaft lag, öffnete sich eine Tür, und Margretr trat in die Stube, um von einem kleinen Tisch im Hintergrund das zinnerne Eßgeschirr abzutragen. Sie tat, als hörte sie nicht auf die Zurufe, die vom großen Tisch herüberkamen. Ihr Gesicht war wie erstarrt in unbesiegbarer Traurigkeit. Plötzlich flog ein derber Bauernschuh dicht an ihr vorüber in die düstere Stubenecke. Ihr Blick streifte schein und ängstlich die Gesellschaft. Dann sah sie suchend am Boden

hin, bückte sich und barg ein junges Mädchen, dem der Wurf gegolten hatte, in ihrer Schürze. Alle Zurufe verstummten, als sie damit zur Tür hinausging wie eine Erscheinung aus einer andern Welt. Nur der alte Marodebruder begann zu knurren gegen den schwarzen Jörg: „Das funkelige Ding da ist wohl zu gut für uns? Den Herren geht es wohl näher an den Bart.“ Der Wirt antwortete nur mit einem finsternen, drohenden Blick und begann zur Ablenkung von dem Reiter zu erzählen, der am Morgen dieses Tages bei ihm Einkehr gehalten habe: „Es wird ein guter Fang daraus, wenn ihr die Kuhmische habt. Er hat einen Auftrag vom Grafen Hanau-Lichtenberg. Der Herr hat in der vergangenen Woche Hochzeit gefeiert. Die Braut hat er drüben in Bayern geholt. Der Reiter ist unterwegs nach Augsburg und kommt wieder hier vorbei mit einem guten Teil des Brautschatzes. Aber wer eine Büchse hat, muß dabei sein. Er wird mit starkem Geleit kommen.“

\* \* \*

Sonntige und regnerische Sommertage gingen über das Land hin. Die Aecker und Wiesen der Hundsfelder Gemarkung standen prächtig da. In gemächlichem Lauf zog der Rheinstrom mit träumerischer Ruhe zwischen Waldungen und grünen Matten dahin.

An einem Uferhang schnitt Margaret Luz mit der Sichel Futter für ihre Ziegen. Sie blickte, wenn sie sich von ihrer Arbeit erhob, manchmal nach den in der Ferne sichtbaren Bergen des Schwarzwaldes hin. Keine Bewegung ihres harten Gesichts verrät, daß sie

des Reiters gedachte, der vor Wochen Einkehr gehalten hatte in Hundsfelden. Der war davon geritten, seinem Glückstern vertrauend. Es kam ihr seltsam vor, daß es Menschen gab, die mit solcher Zuversicht mitten durch das wüste und furchtbare Leben ritten. Er hatte sie das Licht von Hundsfelden genannt. Das verstand sie nicht. Aber es war ein so freundlich-schönes Wort, daß sie fast glaubte, sie hätte es geträumt, weil nur in ihren Träumen das Dasein einen freundlichen Sinn hatte.

Dann schaute sie auf das lautlos und geheimnisvoll vorübergleitende Wasser des Stroms. Sie hatte einmal darin einen toten Mann nahe



Margarets Blick streifte schein und ängstlich die Gesellschaft.

am Ufer vorbeitreiben sehen und wußte, daß man auch in ihrem Dorf die Opfer dem Rhein anvertraute.

Am die Mittagsstunde läutete die Glocke der Hundsfelder Kirche. Das war der Pfarrer, der ganz zum Einsiedler geworden war, weil die Menschen sich von Gott abgewendet hatten.

Am Nachmittag, als Margaret wieder draußen war bei ihrer Arbeit, kam vom Dorf her ein Laut, der das Mädchen erschauern machte. Sie erkannte den schrillen Ton der Pfeife, die die Männer zusammenrief zu grausamer, blutiger Tat. Die Hundsfeldener Lerche flog durch die Straße! Margaret konnte den Weg verfolgen, den Hans Witz beim Alarm nahm. Regungslos stand sie inmitten des blumigen Hanges und wußte es, was nun kommen mußte. Sie sah die Bilder des Schreckens voraus: aus dem Hinterhalt, aus Häusern, Gebüsch und von Bäumen krachte die menschlerische Salve auf ahnungslos in das

scheinbar friedliche Dörfchen einziehende Reisende. Keiner der Ueberfallenen durfte geschont werden, weil jeder Ueberlebende die sichere blutige Vergeltung heraufbeschwören würde. Sie kniete rasch nieder in das hohe Gras und begann mit höchstem Eifer zu sicheln, aber bei jeder Blume, die hinsank, dachte sie an das Morden, das drin im Dorfe sich vorbereitete, und an den jungen Reiter, der auf seinen Stern vertrauend nun in sein Verhängnis ritt. Sie wünschte, ihn zu vergessen und litt Qualen, weil sie ihr Herz, das so lange tot und kalt gewesen war, nun nicht mehr zur Ruhe bringen konnte. Sie warf sich schwer atmend zur Erde und schloß die Augen vor dem Licht dieses entsetzlichen Tages; sie suchte ihr Denken und ihr Gefühl mit Gewalt zu ersticken und rang endlich verzweifelt mit dem Gedanken, daß sie, wenn sie rasch über die Felber gegen den Dorfeingang zueilte, die Ahnungslosen warnen konnte. Sie stellte sich vor, welche schweren Folgen eine solche Tat für die Thürigen haben würde, daß sie als Veräterin dem ganzen Dorf zum Verderben werden würde. . . . Während sie sich noch mühte, ihr Herz zu verhärten, war sie schon aufgestanden und hatte Schritte gemacht den Hang hinauf. Als sie nun plötzlich das im Abend-schein näher gerückte dunkle Band des Schwarzwalds vor sich sah, war sie mit allen Ueberlegungen zu Ende; sie übersprang einen Graben und lief mit fliegenden Füßen nach der Richtung, in der sie auf die bedrohten Reisenden zu treffen hoffte. Ueber Wiesen und Felder hinweg rannte sie in den Wald, hinter dem die Straße zum Dorf führte. Aber ihr wegloser Lauf wurde durch Wassergräben und sumpfige Stellen oft aufgehalten. Sie trat bis an die Knie in das Wasser, riß sich in Dornenhecken die Arme und Hände blutig und keuchte vor Anstrengung. Ueber eine Baumwurzel fiel sie nieder. Als sie sie zitternd erhob, wurde sie wieder zu Boden geschleudert: ein wildes Geprassel von Schüssen zerriß die Stille des Waldes. Es war, als stürzten nun mit furchtbarem Krachen die Bäume und der ganze Himmel über ihr zusammen.

Immer neue Schüsse. Das Morden ging seinen Weg. Junger Reiter, was half dir nun dein guter Stern?

Bis zur Nacht lag Margret zwischen Wurzeln und Sumpfgräsern. Vom Dorf her war kein Laut mehr vernehmbar. Im Wald aber rief schauerlich klagend das Kläutchen. Da erhob sich Margarets Körperliches und schleppte sich heimwärts. Sie fühlte Frost in ihren Gliedern und Müdigkeit. Tränen hatten ihre Augen gerötet; sie konnte nichts mehr denken und fühlen; ihre Seele war wie tot. —

In der Nacht konnte Margret den Schlaf nicht finden, nach dem sie sich sehnte und von

dem sie wünschte, daß er ewig dauern möge. Sie war in ihrer Kammer wie eine Sterbende auf das Strohlager hingefunken und hörte nun, wie drauten in der Wirtsstube mit Lärm und Geschrei die Beute verteilt wurde. Noch nie hatte sie bei diesem Vorgang ein solches Grauen empfunden wie jetzt. Warum hatte sie in all den Jahren die Greuel mit ansehen können, ohne daran zu denken, daß die Menschen, die solches verübten, sich selbst zerstörten. Der Waldbruder und Pfarrer hatte ihr einmal aus seinem heiligen Buche vorgelesen, daß der Mensch das Ebenbild Gottes, und daß Gott gütig und barmherzig sei. Das waren Worte, die sie damals nicht verstand, weil sie gar nicht in diese schreckliche Welt paßten, in der die Menschen es wilden Tieren gleich taten.

Als es Morgen wurde, erinnerte sich Margret ihrer Ziegen, die sie am vorigen Abend nicht gefüttert und getränkt hatte. Nach den schweren Gedankenqualen der Nacht war es ihr wie eine Erlösung, eine Beschäftigung zu finden, die sie davon abhielt, etwas Verzweifeltens zu tun. Sie schlich über die Treppe hinab und durch den Hausgang zur Tür; sie wollte weder ihren Stiefvater noch andere Menschen sehen. Da trat der schwarze Jörg aus seiner Kammer, winkte ihr, griff in seine Tasche und zeigte ihr grinsend ein goldenes Kettlein, an dem ein mit Edelsteinen besetztes Kreuz hing.

„Da nimm! Das ist dein. Gute Beut', wie es lange keine mehr gegeben hat.“

Sie schaute ihn mit geistesabwesendem Blick an. Da legte er ihr die Kette um den Hals. Wie erwachend aus der Erstarrung riß sie den Schmuck von sich, zitterte und weinte, ohne ein Wort sagen zu können. Der schwarze Jörg zuckte die Achseln und lachte: „Heulst um den Wiken-Hans? Es ist jetzt aus mit ihm. Er hat zuletzt noch nach dem Waldbruder geschrien. Jetzt liegt er da drin und ist still.“

Margaret wußte nicht, wie sie auf den Hof hinausgekommen war. In der Hand hielt sie noch die Kette mit dem Kreuz. Staunend betrachtete sie das kostbare Stück und warf es schauernd fort, als sie daran dachte, daß um dieses Goldes willen Menschen menschlings hingemordet worden waren. Die Leichen der Ueberfallenen schwammen wohl schon viele Stunden im Rhein. Der Hans Witz aber lag tot in ihrem Vaterhaus. War das nicht gerechte Sühne für seine Taten? Ein letzter Rest von früherer Zuneigung zu ihm begann in ihr zu glimmen: sie hatte als Kind mit ihm gespielt und begriff nie, wie aus ihm ein wilder und wüster Räuber werden konnte. Nun hatte er vor seinem Tode noch nach dem Waldbruder verlangt. Sie sah, wie in dem Sterbenden wieder etwas Kindliches, von den Greueln der Welt Unberührtes wach geworden war, und das gab diesem Tod eine

schöne Milde, die ihr nun fast tröstlich das Herz rührte.

Sie fütterte und tränkte ihre Ziegen und ging dann, um Stroh zu holen, hinüber zu dem Schober, der am Rande des Kornfelds nahe an der Niedtraße lag. Als sie ein Bündel zusammengeknotet hatte und gerade nach der Gabel griff, um noch ein wenig Ordnung im Schober zu machen, hörte sie einen seltsamen Laut. Sie dachte, daß ein Tier, vielleicht ein Wolf, um den Schober schleiche und faßte abwehrgelassen die Heugabel fester. Aber da hörte sie, daß es eine menschliche Stimme war: ein jänmerliches Stöhnen, dann ein leises Köcheln. Belebend vor Aufregung und Furcht schaute sie um sich, und als sie um den Schober mit vorsichtigen Schritten herumging, traf sie auf eine niedergetretene Stelle im Kornfeld. Plötzlich sah sie einen zwischen zerwühlten Halmen liegenden Menschen, der seinen blutbesudelten Kopf mühsam erhob und mit entsetzten Augen sie anblickte. Vor Schreck hatte sie unwillkürlich die Gabel gegen ihn vorgestreckt, erkannte aber rasch, daß sie ein sterbendes Opfer des Raubüberfalls vor sich hatte. Sie kniete nieder und wagte vor Ergriffenheit und Schen den hilflos Daliegenden nicht zu berühren oder zu ihm zu sprechen. Sie sah Blut, nichts als Blut, auf dem Gesicht des Mannes, an seinen Kleidern und auf der Erde. Mit einem Mal hörte das Köcheln auf und ein unverständliches Wort kam mühsam von seinen Lippen. Sie neigte sich lauschend über ihn.

„Wasser“ . . . sagte er jetzt deutlich. Sie hatte den lebendigen Hauch seines Atems an ihrem Gesicht verspürt. In wenigen Augenblicken schossen ihr hundert Gedanken durch den Kopf, die alle das eine Ziel hatten, diesen armen, wundstüchigen Menschen zu retten.

Sie lief sofort in den Hof zurück und holte Wasser in einem Krüge. Mit fieberhafter Erregung mühte sie sich um den Verwundeten und sann nach Möglichkeiten, ihn zu retten. Als sie ihm Wasser eingesößt und seine Verletzungen untersuchte hatte, gewann sie die Hoffnung, sein Leben erhalten zu können. Fünf Büchsenkugeln hatten ihn getroffen, aber nur an einem Bein war er ernstlich verletzt. Ein Streifschuß über der linken Schläfe war um Haaresbreite an tödlicher Wirkung vorbeigegangen. Margaret begann die Wunden zu waschen und verband sie mit heilkräftigen Blättern der Arnika und des Salbei. Während sie das Gesicht von dem eingetrockneten Blute reinigte, schlug der Verwundete die Augen auf und versuchte dankbar zu lächeln. Als Margaret von dem kindlichen Blick der blauen Augensterne getroffen wurde, erschrak sie bis in ihr Innerstes hinein. Dieses Gesicht kannte sie, es war das erste Menschenantlitz gewesen, dessen Heimat aus einer Welt

war, von der sie in all den schlimmen Jahren nichts gewußt hatte. Cornel Bischer, der Reiter war es, der damals an einem Vormittag fröhliche Einker bei ihr gehalten hatte! So hatte ihn also doch der gute Stern, an den er glaubte, vor dem Tode bewahrt. Ueberströmte von dem Gefühl heißen Dankes gelobte sie, der Macht, die dies so gelenkt, nie mehr zu vergessen. Auch der Reiter hatte sie erkannt. Mit der unverletzten Hand strich er über ihren Arm. Dann sank er vor Schwäche wieder in tiefe Bewußtlosigkeit.

Bis zum Abend dieses Tages hatte Margaret mit List und Geschicklichkeit vieles getan, um den Reiter zu retten. Sie hatte ihn mit Eiern, Wein und kräftiger Brühe gestärkt und ihn schließlich mit größter Mühe und Vorsicht in das Innere des Schobers getragen. Dort hatte sie ihm auf dem Stroh ein verstecktes Lager gemacht, wo er nicht leicht zu finden war. Denn viel schlimmer als durch die Wunden war sein Leben durch die Gefahr des Entdecktwerdens bedroht. Wenn ihr Stiefvater oder ein anderer Mann aus dem Dorf ihn fand, war es um sein Leben geschehen. Sie ließ daher bei all ihren Besuchen im Schober keine Vorsicht außer Acht und vertraute im übrigen der Macht, die den Reiter bis zu diesem Tage bewahrt hatte. Da man im Dorfe bemüht war, alle Spuren des Ueberfalls zu beseitigen und auch den Hans Witz zu begraben hatte, war der schwarze Jörg meist außer dem Hause, und Margaret konnte ungefährdet ihren heimlichen Besorgungen nachgehen. In den nächsten Tagen war sie allein im Hause. Der Stiefvater war mit dem Knecht davongeritten, wahrscheinlich um an verschiedenen Orten die geraubten Kostbarkeiten zu verschachern. Sie konnte nun unbesorgt sich der Pflege des Reiters widmen und erlebte die Freude, daß sich sein Zustand rasch besserte. Endlich konnte sie ihm das Schicksal seiner Kameraden und seine eigene Lage offen mitteilen. Da sah er sie lange schweigend an.

„Was denkt Ihr?“ fragte sie. „Fürchtet Ihr Euch vor mir?“

„Nein. Ich danke dir . . . Wie heißt du doch? Margaret?“

„Margaret Lux.“

„Margaret Lux. Jawohl. Lux, das Licht! Ein Wunder ist geschehn, daß mir in dieser Not solch ein Licht leuchtet.“

„Glaubt Ihr immer noch an Euern Stern?“

„An welchen?“

„An den guten, der Euch führt. Ihr sprachst von ihm damals in der Schenke.“

„Ich glaube an das Gute, an Gott. Er ist mit dir und mir. Warum hast du mich nicht erschlagen, als ich draußen im Blut lag? Und mich nicht verraten?“

„Ich hätt' das nicht gekonnt. Ich hab' Er-



harmen gehabt mit Euch. Ich hab' Euch aber zuerst nicht gleich erkannt."

"Ich danke Gott, der dich mir gesandt hat."

"Auch mir ist es wie ein Wunder, daß ich Euch gefunden hab', denn nun weiß ich, was ich tun muß."

"Was willst du tun?"

"Ich muß fort von hier."

"Wohin?"

"Es ist ganz gleich wohin. Nur fort. Dahin, wo andere Menschen sind."

"Ich will mit dir gehen, bis du eine neue bessere Heimat gefunden hast."

Sie berieten nun die Möglichkeiten der heimlichen Flucht. Margaret wußte, wo am Ufer des Stroms ein Kahn lag. Aber wie konnten sie unbemerkt dorthin kommen? Sie war des Ruderns unkundig und der Reiter durfte um seiner Wunden willen sich nicht anstrengen. An dem Tage, an dem ihr Stiefvater und der Knecht zurückgekommen waren mit einem Säcklein voller Taler, kam ihr der Gedanke, den alten Pfarrer um Rat und Hilfe anzugehen. Es war nun hohe Zeit zu ihrer Unternehmung, denn unversehens konnte der schwarze Jörg oder der Knecht in den Schober kommen und ihre Heimlichkeit entdecken.

Inmitten des erhöht gelegenen verwilderten Friedhofs stand die halbverfallene Kirche, an die der Pfarrer, den man im Dorfe jetzt nur noch den Waldbruder nannte, seine Hütte angebaut hatte. Dorthin, wo sonst selten ein Dorfbewohner sich sehen ließ, schlich Margaret eines Morgens. Sie fand den Pfarrer beim Ausweiden eines Fisches, den er im Strom gefangen hatte, während ein Reh, zwei Ziegen und ein Dutzend Hühner in dem einstigen Kirchhof weideten. Der weißhaarige, aber noch rüstige Pfarrer schaute verwundert auf Margaret, die schen und zaghaft einen großen Brotlaib und einen Schinken aus einem Tuch nahm und es ihm überreichte. Das war die gebräuchliche Art, mit der man das Vorbringen eines Anliegens einleitete bei geistlichen und weltlichen Obrigkeiten. Aber der Waldbruder lehnte die Spende mit mildem Lächeln ab und fragte nach ihren Wünschen. So war Margaret genötigt, die furchtbaren Taten der Dorfbewohner zu bekennen. Sie tat es stockend und blickte dabei zu Boden. Erst als sie von der Auffindung des verwundeten Reiters erzählte, wurde ihre Rede lebhafter.

"Ich muß ihn retten und bitte um eure Hilfe, ehrwürdiger Vater." So schloß sie und sah den Waldbruder dabei offen an. Dieser nickte verstehend: "Man muß ihn hierher schaffen. Kann der Blessierte schon gehen?"

"Mit Mühe, an zwei Stücken. Aber ich werde ihn stützen. Es wird schwer sein, denn es muß bei Nacht geschehen."

"Ich werde dir helfen. Heute nacht, zwei Stunden nach Sonnenuntergang. Verstehst du?"

"Dank, ehrwürdiger Vater. Ich verstehe."

Margaret lebte jetzt ganz dem Gedanken an die Rettung ihres Schützlings, und so gelang es ihrer Listigkeit und Geschicklichkeit, den Umzug ohne Störung zu bewerkstelligen. In dunkler Nacht wurde der Verwundete zu der einsam stehenden Kirche geschafft und dort in der leerstehenden Sakristei untergebracht. Nun schien es keine Eile mehr zu haben mit der weiteren Flucht des Reiters. Man konnte dort abwarten, bis seine Wunden hinreichend geheilt waren und inzwischen überlegen, wie die Fahrt über den Rhein ausgeführt werden konnte. Der Waldbruder hatte an einer verborgenen Stelle des Ufers einen Weidling liegen, den er gelegentlich beim Fischen zu benützen pflegte. Mit diesem wollte man die Ueberfahrt in einer Mondnacht wagen. Bis dahin hatte man aber noch gute Weile, während der Margaret oft heimlich zu ihrem Reiter hinüberschlich. Der Pfarrer nahm die Gelegenheit wahr, in die verwilderten Seelen der beiden das Wort Gottes zu säen und hatte die Gewißheit, daß seine Lehren hier auf guten



Margaret fand den Pfarrer beim Ausweiden eines Fisches.

Grund fielen. Es geschah, daß der fromme Einsiedler, der schon lange nicht mehr um Seelen hatte sorgen können, in sich wieder den Ruf vernahm, Menschen zu Gott zu führen. Er hatte in der Zeit der Greuel alle Hoffnung aufgegeben, daß die Bestien, die Menschengestalt

tragen, jemals wieder Kinder Gottes werden, könnten. Er sprach jetzt davon, daß er in das Dorf hineingehen und den Räubern und Mördern predigen wolle. Margaret beschwor ihn, dies nicht zu versuchen, denn es würde ihm das Leben kosten. Der Waldbruder jagte, er fürchte den Tod nicht. In einem Traume sei ihm übrigens geoffenbart worden, es sei Gottes Rathschluß, daß er drüben in elßässischen Land die Grabesruhe finden werde. Nun aber erkenne er Gottes Willen und Gebot: er werde, sobald Margaret und der Reiter über den Rhein gefahren seien, zu seiner verwilderten Gemeinde zurückkehren und sein Leben daran setzen, die Räuber und Mörder auf die Wege des Friedens zu führen.

Als Margaret einmal spät am Abend in das Dorf zurückschlich und dabei die Vorsicht, einen weiten Umweg zu machen, außer Acht ließ, wurde sie auf ihrem Weg von einem der wilden Burtschen gesehen, der sich in der Wirtsstube des schwarzen Jörg schon einige Male vergeblich um ihre Gunst bemüht hatte. Er lief ihr nach. Sie floh in höchster Not quer über Wiesen und Aecker, erreichte ihr Haus und schloß sich in ihre Kammer ein. Der Burtsche aber schrie in der Schenkstube und im Hausgang laut, daß man schon erfahren werde, welche Heimlichkeiten sie mit dem Waldbruder habe. Da wurde auch ihr Stiefvater aufmerksam und fragte sie noch in der Nacht, was sie bei dem Alten zu suchen gehabt habe. Sie gab keine Antwort, sagte aber den Entschluß, so schnell als möglich den Reiter über den Rhein zu bringen.

In der gleichen Nacht noch schnürte sie sich ein Bündel mit ihren Habseligkeiten und wagte es, durch das tiefe Dunkel den Weg zum Waldbruder zu suchen. Sie vernahm erschauernd wieder den unheimlichen Ruf des Ränzchens und dachte an die furchtbaren Stunden, die sie, im Walde liegend, die mörderischen Schüsse gehört hatte. In der Richtung der Kirche sah sie einen einzigen hellen Stern in das trübe Dunkel hineinleuchten. Das war gewiß das freundliche Gestirn, das den Reiter auf seinen Wegen begleitete. Sie nahm es als ein gutes Zeichen und gelangte mit frischem Mut an den Zufluchtsort des Reiters. Der Einsiedler erschraf nicht, als er die Kunde hörte, die Margaret brachte. Er trat mit ihr hinaus vor die Klausel. Der sonst still dahinfließende Rhein rauschte geheimnißvoll.

„In den Bergen ist in den letzten Tagen Regen gefallen. Es wird eine hohe Flut kommen. Wir können in der Nacht nicht hinüberfahren, Margaret.“

„So muß es geschehen, sobald es Tag wird,“ sagte Margaret entschlossen.

Sie traten zu dem Reiter in die Sakristei. Der Waldbruder hatte an der halberloshenen Glut seines Herdes einen Span entzündet und leuchtete damit in den armseligen Raum. Der

Reiter erwachte auf seinem Lager und sah erstaunt auf die Eintretenden. Als er von der neuen Gefahr hörte, bat er, man möchte sofort zur Ueberfahrt sich rüsten. Aber der Waldbruder erklärte ihm, man könne wegen der beginnenden Hochflut bei Nacht nicht übersetzen, weil der Weidling sofort sinken werde, wenn ihn die Strömung an einen Baum treibe. Das niedere Gestade sei bereits überschwemmt.

Mit einiger Mühe erhob sich der Reiter von seinem Lager.

„So darf jetzt keine Zeit mehr verschlafen werden. Es gibt noch manches in Ordnung zu bringen.“ Er sah den Waldbruder und Margaret mit frohem Blick an. Der Waldbruder verstand, was der Reiter im Sinne hatte. Er wußte von den beiden, daß sie entschlossen waren, nicht mehr voneinander zu gehen; er hatte längst gesehen, daß sie einander liebten und daß diese Liebe echt war. Diesen in Todesnot und Gefahr entstandenen und bewährten Bund sollte er nun als Pfarrer weihen und segnen. Sie waren nebeneinander getreten. Margaret hielt des Reiters Arm umschlungen, als stütze sie den immer noch Geschwächten, aber es war zugleich auch eine erste noch scheue Hingebung in dieser Verührung. Der Waldbruder war selbst tiefbewegt, als er beim dürftigen Schein zweier Kienspäne das Gelöbniß der beiden annahm und zum erstenmal seit langer Zeit mit schlichten Worten den Bund zweier Menschen segnete. Ueber Margarets sonst so ernstes und hartes Antlitz kam in dieser Stunde eine Verklärung, die die Güte und Milde ihres Frauenherzens wunderbar abspiegelte.

Mitternacht war längst vorüber. Ueber dem fernen Kamme des Schwarzwalds zeigte sich die erste Röthe der aufgehenden Sonne, als Margaret und der Pfarrer sich auf den Weg machten zum Ufer des Rheins. Bald standen sie bei dem Boote, das, an der Werb festgemacht, in der gelblichen Flut des Stromes schaukelte. Margaret verstaute darin ihr Bündel und einige Lebensmittel zur Reisezehrung. Der Pfarrer prüfte das Ruder und erklärte, alle Anzeichen verräthen, daß der Strom noch immer höher steige. Dann gingen sie zurück, um den Reiter zur Ueberfahrstelle zu geleiten. Er stand schon aufrecht vor der Klausel des Pfarrers und streichelte das Reh, das lange Jahre des Waldbruders Freund und Begleiter gewesen war. Dann nahmen die beiden Flüchtlinge mit einem raschen Blicke Abschied von der im blaffen Morgenlicht liegenden Einsiedelei.

Margaret und der Pfarrer führten Cornel Bischer behutsam über das weglose Gelände. Dieser war in froher Stimmung, wehrte ihre allzu große Fürsorglichkeit ab und machte voller Uebermuth, indem er sich losriß, ein paar unternehmende Schritte durch das taufrische Gras.

Als sie auf der Werb angelangt waren, hinter der der Rhein seine trübe Flut wälzte, sah Margaret eine Gestalt im schnellen Lauf in der Richtung von der Kirche zu den ersten Häusern des Dorfes eilen. Sie ahnte Schlimmes. Bevor sie aber noch eine Befürchtung ausgesprochen hatte, vernahm sie den grellen Ruf der Marm-pfeife in der Dorfstraße. Die Hundsfeldener Verche! Sie rief die Mordgesellen zusammen zu blutiger Tat.

Sofort begriffen alle drei, was dies zu bedeuten hatte. Sie waren entdeckt! Der Bursche vom vorigen Abend hatte ausgekundschaftet, was beim Waldbruder vor sich gegangen war, hatte Cornel Bischer entdeckt und als einen Ueberlebenden des letzten Ueberfalls erkannt! Nun war das Unternehmen aufs höchste gefährdet! Margaret klammerte sich verzweifelt an Cornel und sagte zitternd, nun gebe es keinen andern Rat, als sich zu verstecken. Aber Cornel beschwichtigte sie: „Wir werden die Ueberfahrt wagen. Es ist nur schade, daß ich außer meinem Dolch keine Waffen habe!“

Der Pfarrer drängte zur Eile. „Sie werden uns über den Rhein nicht verfolgen können. Das Fährschiff hängt abgetrieben zwischen den Weiden. Mit den kleinen Rähnen wagen sie sich heute nicht hinaus. Uns aber möge Gott beschützen!“

Bald waren sie zu ihrem Rachen gelangt. Das Einsteigen ging schnell vonstatten, und der Pfarrer brachte mit kräftigen Ruderschlägen das kleine Fahrzeug rasch vom Ufer los. Schon hatten sie die Mitte des Stromarmes erreicht, als von der Werb her Geschrei erscholl. Eine Anzahl Männer und Burschen waren dort erschienen. In wenigen Augenblicken hatten sie das Boot entdeckt. Ein Schuß blitzte aus der Mitte des Hauses auf und ein wuchtiger Knall folgte ihm. Margaret schrie, weinte und betete. Cornel Bischer, der ausgestreckt im Schiffe lag, richtete sich fluchend auf und beklagte, daß er keine Büchse habe. Da krachten weitere Schüsse. Margaret sah, wie eine Kugel nahe bei dem Rahn ins Wasser peitschte. Plötzlich wurde auch noch von einer andern Stelle des Ufers aus geschossen. Margaret warf sich auf das Ruder, das der Pfarrer mit höchstem Kraftaufwand bewegte. Sie arbeiteten mit vereinten Kräften, um das Boot in den Schutz der Gebüsche der vor ihnen liegenden langgestreckten Schäferinsel zu bringen. Dahinter war der Hauptstromarm des Rheins. Dort waren sie sicher vor den Schüssen, die drüben in wütenden Salven abgefeuert wurden. Schon waren sie der Insel ganz nahe, da spürte Margaret, daß die Kraft des Pfarrers erlahmte. Seine Hände lösten sich vom Ruder. Mit Entsetzen sah sie, wie er lautlos zurückfiel. Eine Kugel hatte ihn in den Hals getroffen. Als Margaret und Cornel

ihn aufrichten wollten, geriet das Schifflein in bedrohliches Schwanken. Sie sahen auch gleich, daß ihr Bemühen nichts mehr helfen konnte. Der gute Waldbruder war verschieden.

Unversehens waren sie nun in den Schutz der Schäferinsel gelangt, wohin die Schüsse nicht gelangen konnten. Margaret führte das Ruder



Unversehens waren sie nun in den Schutz der Schäferinsel gekommen

mit zitternden Armen, war aber geschickt genug, das Boot an einer geeigneten Stelle des jenseitigen Ufers zum Landen zu bringen.

So fand der Pfarrer von Hundsfelden, wie es es geträumt hatte, über dem Rhein sein stilles Grab. Tieferschüttert begruben ihn die beiden geretteten Flüchtlinge mit Hilfe einiger Leute aus dem nahen Dorfe Illkirch. Dort fanden sie auch Gelegenheit, ihre Reise auf einem Wagen fortzusetzen. Schon waren die Thürme des Straßburger Münsters sichtbar, da sprachen Cornel und seine junge Frau von der hellen Zukunft, der sie nun nach so unendlich düsteren Tagen entgegen gingen. Cornel erzählte, daß er in der Stadt Freunde habe, die ihm jede Hilfe gewähren würden, und daß er im übrigen auf seinen guten Stern vertraue, der ihn auch Margaret, das Licht von Hundsfelden, habe finden lassen.

Als die aufgeregten Haufen der Hundsfeldener Schützen gesehen hatten, daß trotz ihres wilden Schießens das Schifflein seine Fahrt zum anderen

Ufer hatte machen können, überfiel sie eine tolle Verzweiflung. Man beschuldigte sich gegenseitig der Nachlässigkeit, der Verrätere und der Feigheit, und noch auf der Werb brach blutiger Streit aus, bei dem es Verwundete und Tote gab. Dann stürmte die Meute davon zur Klausel des Pfarrers. Das Mehl und die Ziegen wurden erstochen, die wenigen Habseligkeiten des Waldbruders geraubt und die Kirche in Brand gesteckt.

Im Dorfe aber gingen Gespenster um. Man erwartete, daß jeden Tag ein rächendes Strafgericht über das Dorf hereinschlagen würde, denn der entkommene Zeuge des letzten Ueberfalls schickte ihnen sicher die Straßburger Zuchtrute zur Vergeltung herüber. Wohin sie blickten, überall sahen sie die Rächer kommen. So geschah es, daß nach einigen Tagen das Dorf von allen Bewohnern verlassen war. Sie hatten sich in die umliegenden Wälder geflüchtet und hausten dort wie die Tiere in ewiger Angst vor der großen Treibjagd.

Aber, wie aus Aufzeichnungen der umliegenden Ortschaften zu entnehmen ist, waren Menschenhände nicht nötig, um die schrecklichen Verbrechen der Hundsfeldener zu sühnen.

Die Wasser des Rheinstroms schollen immer höher an und bald waren alle Wälder in den Niederungen ringsum manns hoch überflutet. Die Chroniken berichten darüber, daß das Wild sich gerettet habe, daß aber die Menschen sich nicht aus ihren Verstecken hervorgewagt hätten und elendiglich zugrunde gegangen seien. Diejenigen, die die Flut nicht fortgeschwemmt habe, seien später verhungert im Geäst der Bäume aufgefunden worden. Das Dorf aber und die ausgebrannte Kirche wurde von den Fluten, die die Werb durchbrachen, hinweggespült.

Es ist anzunehmen, daß auch Cornel Bischer und Margaret von dem schrecklichen Untergang Hundsfeldens Kunde erhielten. Ueberall am Oberrhein erzählte man noch lange von der schauerlichen Katastrophe. Ihr Zusammenhang mit dem Schicksal des Reiters und Margarets beruht gewiß nicht auf Zufälligkeiten, doch überläßt es der Erzähler dem Leser, sich darüber seine eigenen Gedanken zu machen.

\*\*\*

Und wärst du frei von jeder Pflicht,  
Von jeder Not und jedem Zwang,  
Ja selbst von des Geschickes Drang,  
Von dir allein nur bist du's nicht.

Harl Bittel.

Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe  
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie  
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre;  
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind  
Sie dein, nicht länger!

Schäfer.

## Standrede über Höflichkeit und Wahrhaftigkeit.



Es war ein sinder Maiabend, als der Hinkende seinem Standquartier im „Löwen“ zuschritt. Die Linden fingen schon an, ihren süßen Duft zu verbreiten. Die letzten Lieder der zu Neste fliegenden Vögel erklangen durch die Stille des Dorfes. Die Sonne war längst hinabgesunken. Am Himmelrand leuchtete noch ein letztes mattes Gold wie ein Gruß der scheidenden Lichteskönigin. Vom Felde her schritten noch einige Mäde, die den Tag über bis in die Nacht hinein sich geplagt hatten. Aus den Fenstern riefen ihnen Grüße entgegen: „Heimzu, Andres?“ „Genug für heut, Sujel?“ „Jetzt tut's Ruhen gut, Schorsch!“ Und dankbar kam die Antwort: „Denk's wohl, Heinrich!“ „Wünsch dir einen guten Schlaf, Bäsle!“

Da schritten auch ein paar straffe Gestalten in städtischer Kleidung. Sie schauten weder rechts noch links. Kein Wink mit der Hand. Kein Gruß. Kein freundliches Lachen.

„Die haben es eilig, Hinkender!“ grüßte der Löwenwirt, der auf die hohe Staffel vor seinem Haus getreten war.

Der Hinkende schaute ihnen nach. „Ja, die wollen noch ein Haus weiter, ehe sie ihren Tagesmarsch zu Ende bringen! Sind halt junge Leut, die können besser ausgreifen als unsereiner, dem sein Stelzfuß das Marschieren nicht so plästerlich macht!“

Und damit reichte er dem Löwenwirt die Hand.

„Die Kammer ist schon gerüstet, Hinkender!“ sagte der Löwenwirt. „Und in der Gaststube sitzen die Männer, denen ich Eure Karte gestern »brühwarm« gezeigt habe. Sie freuen sich alle aufs Wiedersehen! Geht nur hinein. Die Marie trägt Eure Tasche und das Reisbüchlein schon hinauf in die Schlafkammer!“

Und so saß der Hinkende im alten treuen